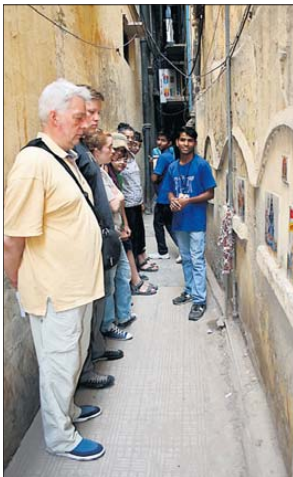


Reich an Sehenswürdigkeiten

In Delhi bildet eine Hilfsorganisation Straßenkinder zu Touristenführern aus – ihr Thema ist Armut und Alltag in den Slums



Von Tobias Matern

Delhi – Er war vier oder fünf Jahre alt, als seine Kindheit endete. Genau kennt Iqbal sein Geburtsdatum nicht. Aber er erinnert sich an jenen Tag, an dem sein Vater ihn auf dem Marktplatz einfach stehen ließ. Wie immer hatte er hier Stunde um Stunde verbracht und die Passanten um Geld angebettelt. Iqbal weiß nicht mehr, in welcher Stadt das war. Dafür weiß er umso besser, dass er damals eine Aufgabe zu erfüllen hatte: das karge Einkommen der Familie aufzubessern. Der Vater verdiente kaum Geld, verprügelte ihn aber oft, erzählt Iqbal. Er erinnert sich an die Einsamkeit, das Warten und wie er nach und nach die Hoffnung verlor, abgeholt zu werden. „Mein Vater fand, dass ich nicht genug Geld heranschaffe“, sagt er und schaut kurz in die Runde, um die Wirkung seiner Worte zu prüfen. Gespannte Stille.

Langsam, sachlich, aber doch mit Nachdruck erzählt der junge Mann weiter, wie er sich als kleines Kind bis nach Delhi durchschlug. Seine Sätze klingen, so präzise und nüchtern ausgesprochen, eher wie ein trauriges Märchen und nicht wie die eigene Lebensgeschichte. Als Iqbal in der indischen Hauptstadt ankam, kämpfte er erst als Müllsammler ums Überleben und verdiente umgerechnet 1,50 Euro am Tag. Er schloss sich einer Gang an, an deren Anführer er den Großteil seiner Einkünfte abgeben musste.

In einem Alter, in dem andere Kinder das erste Mal in die Schule gehen dürfen, arbeitete und schlief Iqbal an Hauptbahnhof. Manchmal mogelte er sich in einen der überfüllten Züge, dessen Ziel Iqbal nicht kannte. Dann verkaufte er als blinder Passagier Wasser an Reisende.



Mehr als 50 000 Kinder leben in Delhi auf der Straße, von Gelegenheitsjobs, oft zu Tagessätzen von gut einem Euro. Links: Iqbal zeigt Touristen das verfallene Bahnhofsviertel. Matern, Wolfgang Schmidt (imagetrust)

Dabei hätte ihn eines Tages der Schaffner fast erwischt. Doch Iqbal sprang in seiner Panik aus dem fahrenden Zug. „Ich habe das Bewusstsein verloren, war verletzt und habe sechs Monate im Krankenhaus verbracht“, erzählt er. Das war, so paradox es klingt, seine Rettung.

Eine Hilfsorganisation kümmerte sich um den Jungen, als er aus der Klinik entlassen wurde. Das erste Mal in seinem Leben ging Iqbal nun in eine Schule. Er lebt seitdem in Heimen. Heute ist er „älter als 18“, so stehe es in den Dokumenten, erzählt er. Das dunkle Haar hat Iqbal akku-

rat gescheitelt, er trägt saubere Jeans, ein blaues T-Shirt und Turnschuhe. Zwar lebt er nicht mehr auf der Straße, aber abgeschlossen hat er mit der Vergangenheit nicht, im Gegenteil – er hat sie zu seinem Beruf gemacht.

„Folgen Sie mir bitte“, sagt Iqbal in einer Runde von neun Touristen. Der Stadtführer muss gegen den Lärm der Straße ankämpfen, die auf Delhis Hauptbahnhof zuläuft. Er leitet keine Tour, wie sie in hübsch bebilderten Reiseführern beschrieben wird: Die Gäste bekommen weder die größte Moschee Indiens noch das beeindruckende Rote Fort zu sehen. Der Rundgang verläuft durch das staubige, schmutzige, überfüllte Bahnhofsviertel Paharganj. Es ist das Revier vieler Straßenkinder. Iqbal kennt es nur zu gut – denn hier hat er früher gelebt.

In den Hinterhöfen der belebten Main Bazaar Road sind die Gassen eng und die Stromleitungen baumeln nur ein paar Zentimeter über den Köpfen der Passanten. Vor einem kleinen, unverputzten Verschlag sitzt ein Mann mittleren Alters im Unterhemd. Um ihn herum türmt sich Müll. „Keine Fotos bitte“, mahnt Iqbal. Der Kleinunternehmer möchte nicht auf Bildern festgehalten werden. Bei ihm laden Kinder die aus dem Müll gefischten Flaschen ab. Glas ist besonders profitabel, das bringt den Sammlern drei Rupien (etwa fünf Cent) pro Stück ein, aber es ist auch selten. Säckeweise liegen hier Plastikflaschen, in denen Eistee, Cola und Wasser waren. Für ein Kilogramm leerer Flaschen erhalten die Müllsammeler 30 Rupien (etwa 50 Cent), erzählt Iqbal, bevor er zum Weitergehen drängt.

Der nächste Halt ist an einer Hauswand in einer schmalen, dunklen Gasse. An ihr kleben kleine Bilder von Vishnu, Shiva und Ganesha. Mit Hilfe der hinduistischen Gottheiten wollen die Bewohner Passanten davon abhalten, an die Wände zu urinieren, erzählt Iqbal ungerührt. Er lässt nun die Geschäfte mit den billigen Schals, Decken, verzierten Spiegeln und Schmuck links liegen und nimmt den großen, übel riechenden Abfallhaufen, der an einer Straßenecke liegt, gar nicht wahr. Sein Ziel: Die kleine Polizeistation neben dem Bahnhof, in der die Hilfsorganisation Salaam Baalak eine Anlaufstelle für Straßenkinder betreibt.

Der indische Verein, der ein wenig Geld von der Regierung bekommt, aber vor allem auf Spenden angewiesen ist, hat die ungewöhnlichen Touren ins Leben gerufen. An sechs Tagen pro Woche führen geschulte, ehemalige Straßenkinder wie Iqbal durch das Viertel Paharganj. Allein in der Hauptstadt gibt es laut einer gerade veröffentlichten Studie 51 000 Straßenkinder. Sie arbeiten nicht nur als Müllsammeler, sondern auch als Tee- und Süßigkeiten-Verkäufer. Oder ihre großen, traurigen Augen kleben förmlich an den Scheiben der Autos, die an den verstopften Straßenkreuzungen Delhis zum Stehen kommen. Dazu sagen sie: „Zehn Rupien, bitte.“

Die Touristen wollen das Indien sehen, an dem der Aufschwung vorbeigeht.

Chitra Lal ist beeindruckt von Iqbals Führung. „Die Gesellschaft schaut gerne weg, wenn es um so etwas wie die Probleme von Straßenkindern geht“, sagt die Lehrerin aus Bangalore, die ihre beiden Söhne auf die Tour durch Delhis Slums mitgenommen hat. Sie will die Kinder sensibilisieren, ihnen das Indien zeigen, an dem der unbestreitbare Wirtschaftsaufschwung bislang vorbei geht. „Wir sind in der hellen und glücklichen Welt Zuhause, aber wir müssen uns damit beschäftigen, was andere Menschen in unserem Land durchmachen“, sagt sie.

Iqbal führt seine Gäste jetzt zur letzten Station der Tour: ein karg eingerichtetes Obdachlosenheim. 60 Kinder sitzen in einem Raum, von dessen Wänden die Farbe abblättert. Sie strahlen die Besucher an, winken aufgeregt und grüßen auf Englisch. Nebenbei, im Büro von Salaam Baalak, hängen Porträtfotos der Stadtführer. Daneben haben sie ihren größten Traum aufgeschrieben: Iqbal will Informatiker werden. „Ich habe auf der Straße gelebt und mich durchgebissen, ich bin stolz, dass ich es bis hierhin geschafft habe“, sagt er. Seit acht Jahren geht er regelmäßig zur Schule, nächstes Jahr wird er seinen Abschluss in der Tasche haben. Danach möchte Iqbal, den sein Vater einst nicht abgeholt hat, unbedingt studieren. Sein Traum, da ist er sich sicher, wird wahr werden.